

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 12

Artikel: Gedanken beim Jäten
Autor: Greiner, Trudi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671429>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Maleraffen von Sumatra

*Eine Erzählung
von Friedrich Schnack*

Von den Affen am Affenberg zu Padang auf Sumatra gibt es viel zu erzählen: Eines Tages um die Mittagsstunde hatte ich meinen Malkasten und einen Haufen Bananen für die zutraulichen Affen, die häufig von Ausflüglern gefüttert wurden, zum Berg bringen lassen. Ich arbeitete an einer Palmengruppe, diesen wunderbaren Bäumen ihren starren Mittagszauber abzugewinnen. Kaum hatte ich mich an die Arbeit gemacht, als ich auch schon von bettelnden Meerkatzen umringt war. Ich liess an sie alle Früchte verteilen, aber die gefräßigen Burschen, wohl an die dreissig, hatten damit nicht genug; sie wurden zudringlicher und rückten mir dichter auf den Leib. Unter ihnen befand sich ein besonders starker Kerl, vor dem alle grossen Respekt hatten, er war wohl der Anführer: ihm waren die grössten und besten Bananen gebracht worden.

Während ich mich meiner Arbeit hingab, griff plötzlich ein kleiner Affe blitzschnell in meinen Malkasten, erwischte eine Tube und entfloh damit auf einem Baum. Kräftig biss er in die vermeintliche Frucht, oder was er von der Tube halten mochte, und die rote Farbe spritzte ihm in das Gesicht. Er leckte, schüttelte den Kopf, aber bevor er noch auf den Geschmack gekommen war, riss ihm ein anderer die Tube aus den Fingern. Im Nu wurde auch diesem die Tube weggeschnappt, schnell wanderte sie von Hand zu Hand, gelangte zum Anführer, der sich die Pfote mit roter Farbe beschmierte und das Ding dann wegwarf. Andere aber erwischten es wieder. Sie balgten sich darum und haschten nach ihm, und je wilder es zuing, um so reichlicher quoll die Farbe — bald war die ganze Anzahl der Meerkatzen rot bekleckst, bemalt und betupft, und im Handumdrehen eine neue, höchst verwunderliche Affenart entstanden — «Rotfleckaffen» aus dem Geschlecht der Meerkatzen von Padang.

Der Verlust der teuren Tube, die ich nicht so bald wieder ersetzen konnte, war recht ärgerlich. Andererseits hatte ich aber auch mein Vergnügen an dem Diebstahl und seinen Folgen: zu erheiternd war die Geschichte, waren doch nun die meisten Meerkatzen, die auf dem Boden und die in den Bäumen, selbst die aller kleinsten, im Gesicht, an den Ohren, auf der Brust und an den Seiten, den Händen, Armen und Beinen, sowie den Mäulern, rot bemalt und angestrichen. Es war gute Farbe, die kräftig färbte, dauerhafte, licht- und wasserechte Farbe.

Nach diesem Spass ging ich in das Gebirge und kam erst nach Monaten wieder

nach Padang. Und hier im Hotel hörte ich wieder von meinen Affen. Eine holländische Familie, die ihre Sommerferien am Affenberg verbracht hatte, wusste von recht merkwürdigen, noch nie gesehenen Affen zu erzählen, von Meerkatzen mit roten Flecken. Gewiss haben sie sich, meinten die Beobachter, mit dem Saft einer Urwaldfrucht oder -pflanze eingefärbt!

Nun die Frucht kannte ich: sie war in Europa gewachsen. Jener kleine, dreiste Affe, der die Tube aus meinem Kasten entwendete, hatte sie als erster versucht. Ich erzählte den Holländern mein Erlebnis — und so war das naturkundliche Rätsel schneller und einfacher gelöst, als sie ursprünglich gemeint hatten. Man musste ja wohl darüber lachen, es war ein richtiger Affenstreich. Aber länger als die Farbe blieb mein Name an den Meerkatzen haften: man nannte sie von jetzt an die «Maleraffen» und mich unverdienterweise etwas spöttisch den «Affenmaler».

Gedanken beim Jäten

von Trudi Greiner

«Das verflixte Unkraut!» schimpfe ich, und reibe mein schmerzendes Kreuz. Dann geht es mit einem neuen Anlauf wieder weiter: zupf, zupf — der Kiesplatz soll bis heute abend sauber aussehen.

Eigentlich ist das Jäten eine sehr wertvolle Beschäftigung. Ich meine nicht nur wegen des sofort sichtbaren angenehmen Resultates. Sondern vor allem auch für den Jäter. Man kann nämlich dabei so gut denken. Wann hätte man sonst noch Zeit dazu, in unserem gehetzten Alltag, an unseren betriebsamen Sonntagen?

Philosophisches Denken beginnt stets mit einer Frage. Ganz von selber komme ich zur nächstliegenden, oder vielmehr nächstspriessenden: «Was ist eigentlich Unkraut?» — Hm, gar nicht so einfach zu beantworten. In Kalifornien werden die Geranien als üppig wucherndes Unkraut vernichtet, bei uns hegt und pflegt man sie mit grösster

Liebe. Während ich einen erbitterten Kampf gegen die mörderischen Winden führe, ist meine Nachbarin, welche gesät, mächtig stolz auf ihr Gedeihen; freilich sind sie viel grösser als meine und leuchten blau, auch weniger zudringlich. Manierlich klettern sie an ihren Drähten hinauf, statt Dahlien und Rosen zu umklammern. Aber vielleicht wären die meinen auch mit einem Draht zufrieden, wenn man ihnen einen zur Verfügung stellte?

Unkraut ist also, schliesse ich daraus, alles, was dort wächst, wo es nicht erwünscht ist. Doch woher massen wir Menschen uns das Recht an, zu bestimmen, wo etwas wachsen darf? Der liebe Gott hat ja auch das Unkraut gemacht und ihm seinen Platz angewiesen!

Ja, aber er hat ihm auch weniger Schönheit und Wohlgeruch gegeben, von andern Werten ganz zu schweigen. Hat er das? Was gibt es doch für reizende, zierliche Unkräutlein! Da dieses winzige organgerote Blümlein, und jenes zarte weisse Sternchen. Unscheinbar sind sie schon, aber hässlich? O, nein. Und überhaupt, was ist das für ein ethischer Standpunkt! Aber so sind wir Menschen: den Schönen geben wir jeden Kredit, von den Stiefkindern der Natur wenden wir uns ab. Halten wir es nicht genau gleich mit den Spatzen? Weil sie weder Farbe noch Gesang zu bieten haben, schelten wir sie frech; die graziösen Meisen aber, die ungenierter auf unsern Frühstückstisch steigen und sich das Beste aussuchen, die loben wir für ihre Zutraulichkeit.

So wäre Bescheidenheit ein Fehler, der bestraft wird? Weil das Unkraut sich mit dem harten Kiesgrund begnügt, wird es ausgerissen und auf den Mist geworfen? Aber aber, wo geraten wir da hin...

Man muss es zugeben: es geht um die Macht. Du Kraut, wo du in meinem Garten zu wachsen hast, bestimme ich. Wer brav gedeiht, wo ich ihn hinpflanze, der ist mir lieb. Eigene Initiative wird hier nicht geduldet.

Wie gut, dass es der liebe Gott mit uns Menschen nicht auch so hält! Was für ein geduldiger, grosszügiger Gärtner ist er doch; wie lässt er alles fröhlich nebeneinander wachsen: Schönes und Hässliches, Auffallendes und Unscheinbares, Nützliches und Unnützlich, Anmassendes und Bescheidenes. Darum ist sein Garten so bunt und reich, so unerschöpflich an Ueberraschungen und Geheimnissen, so kurzweilig und so fruchtbar. Ob er uns zum Kraut oder zum Unkraut zählt? Wir werden es vielleicht nie erfahren, und das ist am Ende auch besser.

So, jetzt bin ich fertig. Hübsch und gepflegt sieht mein Garten wieder aus. Aber wenn mir noch länger Zeit geblieben wäre zum Denken, dann hätte ich vielleicht nicht mehr den Mut gehabt, alle Unkräuter so radikal auszupfen; wollen sie denn nicht auch leben, wo und wie es ihnen am besten gefällt — wie ich? Komm Spatz, du scheuer grauer Geselle mit deinem langweiligen «Schilpschalp», da hast du ein Stücklein Kuchen!

Ich kaufte ihn in Alassio als Pauschalproviant für meine Heimreise auf dem kleinen Markt in der Nähe des Brunnens vom heiligen Franziskus. Leuchtend wie eine Wunderlampe lag er in meiner Hand. «E molto pesante», meinte ich bewundernd zur Verkäuferin. «Sono quattro cento grammi, signora», sang sie zurück, so stolz, als hätte sie ihn selbst gezüchtet. Ich packte meinen Pfirsich mit einer Sorgfalt ein, als wäre er ein Souvenir, ich studierte die Farbskala auf seiner flaumigen Haut, als wäre er ein Renoirgemälde, und ich hütete ihn wie eine Vase aus venezianischem Kristall. Ganze fünf Stunden konnte ich mich nicht von ihm trennen; erst als unser Zug im Mailänder Bahnhof endlos rangierte, beschloss ich, meinen Proviant zu verzehren. Ich bereitete vorsorglich ein Exemplar der «Times» über meinen roten Jupe, griff nach der riesigen Frucht und wurde mir in diesem Moment bewusst, dass mir ein Messer fehle. Ich sass vor dem runden Pfirsich wie vor einer Zauberhöhle, deren Eingang unsichtbar ist; ich drehte ihn um und um, fand aber nirgends eine besonders günstige Angriffsstelle. Schliesslich biss ich entschlossen irgendwo in das makellose Rund, was ich aber zwischen meinen Zähnen ertete, war ein verschwindend kleiner Bruchteil des majestätischen Ganzen. Doch unverzagt zum zweiten Biss!

Der Pfirsich

von Heidi Sallenbach